

## Wir jetzt ohne ihn

Eric Hobsbawm zum Gedächtnis

Eric Hobsbawm, der am 1. Oktober starb, ist sehr alt geworden, am 9. Juni durften wir uns über seinen 95. Geburtstag freuen. Dies ist nun, da er ging, kein Trost. Seine Gegenwart war stets von Neuem eine Freude für seine Leserinnen und Leser und diejenigen, die ihm begegneten.

Er hinterlässt ein auch junges Publikum: seine Studie »Sozialrebell« von 1959 ist von den Jahrgängen, die danach kamen, immer frisch entdeckt worden. Sie war Resultat einer Befreiung und einer Ernüchterung: 1956.

1917 kam er als Sohn jüdischer Eltern – der Vater nicht begabt für das Erwerbsleben, die Mutter aus wohlhabendem Hause, beide zuletzt sehr arm – in Alexandria zur Welt. In Wien und Berlin wuchs er auf und wurde als Mitglied des Sozialistischen Schülerbundes Kommunist, ehe er erwachsen war. Im hohen Alter noch sah er jenen Januarnachmittag 1933 vor sich, an dem ein Extrablatt Hitlers Ernennung zum Kanzler meldete. Bis zum März verteilte er Flugblätter im Reichstagswahlkampf, dann nahmen ihn Verwandte (die Eltern waren an ihrer Armut gestorben) mit nach London. Der Student im »roten Cambridge« wurde geprägt von intellektuellen Abenteuern und der Begeisterung für den Kampf der spanischen Republik. Im Krieg durfte er weder an die Front noch – wie viele seiner Kommilitonen – in den militärischen Geheimdienst, letzteres wohl deshalb nicht, weil er Kommunist, vielleicht aber auch, weil er österreichischer Abkunft war. Bei den Pionieren hatte er erstmals direkten Kontakt zur britischen Arbeiterklasse. Dass er im Kalten Krieg beruflich immer wieder zurückgesetzt wurde, trug er mit Stolz. Er war Dozent am Birkbeck College in London, einer Einrichtung der Erwachsenenbildung. Erst 1971 wurde er Professor.

Die Enthüllungen des Zwanzigsten Parteitags der KPdSU und die Invasion in Ungarn 1956 trafen ihn tief. Seine Freunde verließen die Kommunistische Partei, er blieb und war verändert. In seinen Memoiren bemerkte er, bis 1956 habe er sich nicht einmal vorstellen können, ernstere Beziehungen zu einer Frau aufzunehmen, die nicht in der Partei war. Als Mitgründer der Historikergruppe der KP mit ihrer Zeitschrift »Past and Present« hatte er immer schon Wege auch jenseits des Gedruckten und Archivierten gesucht. Jetzt wandte er sich stärker den vordergründig unorganisierten Bewegungen zu. Piero Sraffa vermittelte ihm in Italien Gesprächspartner – so entstand »Primitive Rebels. Studies in archaic forms of social movement in the 19th and 20th centuries«. Anfang der sechziger Jahre wurde er eine Art journalistischer Begleiter der lateinamerikanischen Guerilla.

1962, 1975 und 1987 erschienen seine drei Bände zur Geschichte des »Langen 19. Jahrhunderts«.

Dann kam 1989 und – nach 1956 – die zweite Erschütterung seines Lebens. Die Kommunistische Partei Großbritanniens, deren Mitgliedskarte er in diesem Jahr erstmals nicht erneuert hatte (ausgetreten, dies erwähnte er im Gespräch, ist er nie) löste sich bald danach auf.

Dann: »Das Zeitalter der Extreme«, 1994. Es ist die Antwort auf 1989 und macht die drei Bände über das neunzehnte Jahrhundert zu Vorstudien. Mehr noch als seine Autobiographie von 2002 ist dieses Buch die Summe seines Lebens. Der Autor selbst erscheint zuweilen diskret in der Rolle des teilnehmenden Beobachters. Schien mit 1989 die Perspektive der drei Vorgängerbände – die Versprechen der Aufklärung, aufgehoben in den Kämpfen der Arbeiterbewegung – zugeschlagen, so öffnete er die Tür jetzt vorsichtig wieder und versuchte aufzuheben, was von diesem Kurzen Zwanzigsten Jahrhundert 1914–1991 gerade noch zu retten war: die Leistungen der Naturwissenschaften, der Medizin und der Künste, die Kämpfe, die Lehre aus Irrtümern – vor allem diese, denn: »Wenn die Menschheit eine erkennbare Zukunft haben soll, dann kann sie nicht darin bestehen, dass wir die Vergangenheit oder Gegenwart lediglich fortschreiben. Wenn wir versuchen, das dritte Jahrtausend auf dieser Grundlage aufzubauen, werden wir scheitern. Und der Preis für dieses Scheitern, die Alternative zu einer umgewandelten Gesellschaft, ist Finsternis«.

Dass die Verlierer die besseren Historiker sind, hat er mehrmals vermutet. Es war der Athener Thukydides, der die Geschichte des Peloponnesischen Krieges schrieb. Aber der Vorteil dessen, der mitgekämpft hat und nicht von der Blindheit der Sieger geschlagen ist, reicht nicht aus. Hinzu kommen bei Eric Hobsbawm die Gaben des Schriftstellers. Er hat die Geschichtsschreibung wieder zur Literatur gemacht. Seine Werke, so umfangreich sie sind, lesen sich zugleich wie große Essays, in denen Gelehrsamkeit sich in scheinbare Leichtigkeit umformt. Die Erträge von Statistiken machte er in kurzen Bemerkungen zugänglich, die auf Überraschendes und zugleich Charakteristisches hinwiesen. 1965 sei das erste Jahr gewesen, in dem in Frankreich mehr Damenhosen als Röcke verkauft wurden. Das 19. und 20. Jahrhundert waren ihm auch durch ihre Kultur präsent. Unter dem Pseudonym »Francis Newton« schrieb er Jazz-Kritiken für den »New Statesman«. Jacques Offenbach schätzte er, weil er völlig unsentimental gewesen sei. Dies war auch seine Haltung. Und doch: »The world is a place of deep emotions, but not necessarily of fun« – so interpretierte er Schuberts Adagio Op. 163 in einer Aufnahme mit Pablo Casals.

Am Vorabend eines Interviews im Januar 2009 wurde uns signalisiert, er leide an einer bösen Bronchitis. Wir sagten sofort ab. Eric Hobsbawm ließ dies nicht zu, wir mussten kommen. Er war geschwächt, aber präsent und vorbereitet. Vor ihm waren die Bücher aufgeschlagen, aus denen er zitieren wollte. In seiner Küche bewegte er sich mit der Sicherheit eines emanzipierten Mannes. Nach dem Abschied wollten wir noch zur Regents Park Road 122, in der Engels lange lebte, und zu Marx' Grab auf dem Highgate-Friedhof. Eric Hobsbawm, der an diesem Tag schlecht stehen konnte, klemmte sich mit der Achsel über ein Treppengeländer – eine Körperdrehung, die er auch auf einem Jugendfoto zeigt, damals wie ein Stenz – und sagte: »Grüßen Sie mir das Grab.«

Nein, das können wir nicht.

Georg Fülberth